

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

9. Die Berufswahl der jungen Leute

Die Berufswahl der jungen Leute.

Ein Beitrag aus dem Gebiete der Experimental-Psychologie.

Von Prof. Alfred Binet (Paris). *)

Die Berufswahl gestaltet sich in unseren Tagen insofern als intensiver Kampf ums Dasein immer schwieriger. Alle damit zusammenhängenden Fragen, so z. B. die Frage, ob das Studium der klassischen Sprachen u. an unseren Mittelschulen obligatorisch bleiben sollte, oder ob der Pflege der Realien der Vorzug zu geben sei, beschäftigen gegenwärtig die Eltern und Pädagogen mehr als je.

Unsere Journalisten und Pädagogen haben eigentlich nur einen alten, berühmten Streit über dieses Thema aus dem 17. Jahrhundert ausgegraben und wiederholen, ohne viel neues hinzuzufügen, die schon damals ins Treffen geführten Argumente für und wieder, die einen, um die hohe Bedeutung der klassischen Sprachen für den Unterricht hervorzuheben, die anderen, um den Wert der philologischen Studien zu Gunsten der modernen Sprachen und Wissenschaften herabzudrücken.

Trotz meiner Abneigung gegen alle Tagesfragen fühle ich mich aber doch verpflichtet, auf diese hier etwas näher einzugehen und sie vom Standpunkte der experimentellen Psychologie aus zu beleuchten. Denn es will mir scheinen, als ob die Lösung dieses Problems und mithin auch die Einflussnahme auf die Berufswahl unserer Jugend dieser Wissenschaft zufäme. Die sehr vage und dehnbare Beweisführung der beiden früher erwähnten Gegenparteien könnte erfolgreich nur durch eine sorgfältige Prüfung der Natur der geistigen Fähigkeiten ersetzt werden.

Kein einsichtiger Beurteiler wird den Nutzen und den Zauber des humanistischen Unterrichtes leugnen. Aber nur eine bestimmte Art der Intelligenz vermag aus diesem Unterricht den darin gelegenen Vorteil zu ziehen, und es wäre, wenigstens meiner Ansicht nach, eine ganz unsinnige Verschwendung von Zeit und Kraft, wollte man in dieser Beziehung eine einzige, allgemeine Regel aufstellen und diese Allen ohne Unterschied aufnötigen. Man muß auch im Hinblick auf die gewiß sehr ersprießlichen modernen Unterrichtsmethoden mit der Verschiedenartigkeit und der Eigentümlichkeit der Verstandesfähigkeiten der einzelnen Schüler rechnen und die Verschiedenheit in dem Maße geistiger Aufnahmefähigkeit des Lernenden nicht außer Acht lassen.

Ich glaube nun, statt in abstracto oder sozusagen in's Blaue hinein über dieses Problem zu kennegeiern, was doch nur zu leeren Worten führen würde, vorerst die wichtige und unumstößliche Tatsache ins Auge fassen zu sollen, daß wir nicht alle die gleichen Fähigkeiten besitzen, daß man nicht alle Menschen über denselben Leisten schlagen kann, daß es überhaupt viele Arten geistiger Befähigung giebt, die unter einander sehr verschieden sind, und daß, was dem Einen leicht fällt, dem Andern unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Das ist eine so bekannte Wahrheit, daß sie fast ein Gemeinplatz ist. Um nun diese verschiedenen Talente und Fähigkeiten richtig erkennen zu können, muß man notwendigermaßen den Weg der experimentellen Psychologie einschlagen, den einzigen, der, obgleich er den Irrtum durchaus nicht ausschließt, uns doch einigermaßen aus der Sackgasse einem Ziele zuführen kann.

*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz der Wiener Wochenschrift „Die Waage“ (Herausgeber Dr. Rudolf Lothar.)

Die von mir seit 10 Jahren gepflogenen bezüglichlichen Untersuchungen haben mich gelehrt, drei ausgesprochene Typen der Intelligenz: die literarische, wissenschaftliche und künstlerische, zu unterscheiden. Natürlich giebt es da auch Uebergangsstufen und Nüancirungen bis zum ausgesprochenen Talente, das sehr selten ist und alle drei Anlagen in sich vereinigt.

Dem literarisch veranlagten Geiste ist es hauptsächlich um die Entwicklung der Sprache zu thun; ein Pedant würde hinzufügen: um die Ausbildung der Redegewandtheit und der dazu gehörigen Hirnfunktion. Der literarische Geist prägt sich im Geschmack für die Lektüre aus, in der Leichtigkeit zu schreiben, und wohlgefügte Sätze, fein geschliffene Worte zu bilden.

Hierfür giebt es schon in unseren Schulen eine experimentelle Untersuchung des literarischen Geistes: die schriftliche Komposition.

Man gebe in einer Klasse allen Schülern den gleichen Aufsatz und man wird sehen, daß zwei Schüler von gleichwertiger Intelligenz zwei im Werte verschiedene Aufsätze liefern werden. Der eine wird eine Seite voll malerischen Schwunges und Empfindungstiefe schreiben, indeß der andere mit Mühe und Not ein paar kurze, trockene Sätze hervorstanummeln wird. Ich besitze viele solcher Aufsätze, die namentlich für Analytiker interessant sind. Wem sind übrigens nicht schon analoge Beispiele im Leben begegnet?

Seit einer Reihe von Jahren studiere ich mit vielem Interesse einen jungen Mann, der mein Schüler war und dessen geistige Werkstatt ich ganz genau beobachten konnte, da ich ihn öfter als meinen Mitarbeiter beschäftigte. Die Natur hat diesem jungen Manne einen gesunden Verstand und einen kritischen Geist gegeben, dessen ätzende Schärfe oft genug Jene verletzte, deren Arbeiten seinem Urtheile unterworfen waren. Man denke sich zu dieser Gabe noch ein außerordentliches Sprachtalent hinzu, ein umfassendes und sicheres Gedächtnis, ein außergewöhnliches Beobachtungsvermögen und eine manuelle Geschicklichkeit, die es ihm möglich macht, binnen wenigen Minuten die schwierigsten Fertigkeiten sich anzueignen. — Was ihn aber fehlt, ist ein wenig Einbildungskraft und besonders der literarische Geist. Ueber diese so empfindliche Lücke konnte ich ihm gegenüber eines Tages eine Bemerkung nicht unterdrücken; er gab den Mangel freimütig zu und gestand mir, daß er absolut nicht schreiben könne. Die Fähigkeit, seine Gedanken in Worten zu formulieren, ist eng begrenzt, sein Wortschatz gerinzfügig. Seine Sätze sind kurz, trocken, zerhackt, nur schlecht durch die einfachsten Bedingungen verknüpft, und beim Lesen seiner Arbeiten fühlt man förmlich den Kampf der komplizierten und subtilen Gedanken mit einem in der Entwicklung zurückgebliebenen Ausdrucksvermögen ohne jede persönliche Färbung.

Der wissenschaftliche Geist bekundet sich durch den heftigen Drang nach Wahrheit, die stark entwickelte Beobachtungsgabe, das Bestreben, zu systematisieren, zu kritisieren, Schlüsse zu ziehen, die Thatsachen logisch zu verketten und ihren Wirkungen nachzugehen. Das sind die hervorstechendsten Merkmale, und ein Lehrer, der sich der Mühe unterzieht, seine Schüler kennen zu lernen — was übrigens seine erste Pflicht ist — wird sehr bald wissen, welche seiner Schüler Talent für wissenschaftliche Studien besitzen und welche mehr literarisch veranlagt sind. — Der künstlerische Sinn endlich, über den ich mich nur kurz fassen will, da dessen Ausbildung in unserem Unterrichtssystem nur ein ganz winziges Plätzchen einnimmt, hat zur Grundlage ein entwickeltes Gefühl für das Schöne, insoweit es durch die Sinnesorgane zum Bewußtsein kommt.

Es handelte sich nun darum, festzustellen, wie man diese verschiedenen Richtungen des Geistes praktisch erkennen und auf Grund welcher äußeren Merkmale man feststellen könnte, ob die Veranlagung des Schülers nach der wissenschaftlichen oder litterarischen Seite neigt.

Bisher wählte und wählte jeder auf seine eigene Gefahr seinen Beruf und läßt sich bei dieser Wahl, von der doch sein ganzer Lebenslauf abhängt, von sehr verschiedenen Motiven bestimmen, die oft ganz merkwürdig sind. Dieser so wichtige und ernste Schritt in unserem Leben wird gewöhnlich mit sehr wenig Ueberlegung gethan, und die Erkenntnis, daß man einen falschen Weg eingeschlagen hat, kommt meist zu spät.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Rat eines Fachmannes auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie bei der Wahl eines Berufes von großem Vorteil wäre. Ich habe mich im Laufe meiner langjährigen Studien überzeugt, daß es wirklich gewisse Merkmale giebt, die auf das Vorhandensein der verschiedenen, eben aufgezählten Fähigkeiten schließen lassen. Natürlich ist dies nur dann möglich, wenn diese Fähigkeiten genügend entwickelt und ausgesprochen sind, und nur in diesem Falle wäre die Untersuchung von wirklichem Nutzen.

Eine Zeitung scheint mir aber nicht der geeignete Ort, wo ausführlich und bis ins kleinste Detail die psychologische Methode auseinandergesetzt werden könnte, die zur genauen Bestimmung eines Talentcs anzuwenden wäre. Diese Methode ist ein Teil einer umfassenden Wissenschaft — ich nannte sie „individuelle Psychologie“ — eine Bezeichnung, die Anklang gefunden hat. Die individuelle Psychologie umfaßt den gesamten Vorgang, durch den die Charakteristik jedes einzelnen Individuums, seine Art zu denken, zu urteilen und zu empfinden festgestellt werden kann. Dieses Verfahren ist natürlich sehr verschiedenartig, weil es wohl nichts giebt, das zu beschreiben und zu bestimmen schwieriger wäre, als die hundertfältigen Variationen der Intelligenz. Demnach müssen auch die zur Erreichung des Zieles zweckdienlichen Mittel verschieden sein. Ich werde bloß zwei Methoden anführen und wählte diese von allen anderen, die ich angewendet habe, nicht weil sie beweiskräftiger sind als die anderen, sondern weil es mir scheint, daß sie einfacher erklärt und leichter verstanden werden können.

Hier die erste: Es ist eine Probe auf die litterarische Befähigung, und zwar angestellt durch die Angabe einer Beschreibung. Man stelle vor die betreffende Person irgend einen Gegenstand, der einfachste wird der beste sein. Ich habe früher Photographien von Gemälden, die schöne Landschaften darstellten, als Aufgabe gegeben, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es besser ist, einen kleinen konkreten Gegenstand zu wählen, z. B. eine Uhr, oder noch besser eine Münze, einen Sou etwa, oder eine Zigarette, eine Feder, eine Blume. Hat man den Gegenstand vor die Person, die sich zu dieser Untersuchung darbietet, hingestellt, so ladet man sie ein, das Objekt schriftlich zu schildern. Macht man diese Probe in der Schule, so folgt der einfachen Aufforderung sofort die Arbeit der Schüler, und es geschieht selten, daß einer von ihnen eine ergänzende Erklärung erbittet. Unternimmt man aber diesen Versuch mit einem einzelnen jungen Menschen, und ist man allein mit ihm, so gestaltet sich die Aufgabe des Prüfenden schon ein wenig schwieriger. Der junge Mann macht sich nicht gleich ans Werk, sein erster Impuls ist, sich zu widersetzen; zuerst will er eine Erklärung. — Beschreibung! Was man darunter verstehe? — Ist er ein Schwächer — und

leider ist er es gewöhnlich — so wird er Ihnen alsbald alle Arten von Beschreibungen aufzählen, die er zu machen imstande ist, und wird Sie bitten, ihm Ihre Wünsche näher auseinanderzusetzen. Besitzt er Widerpruchsgeist, so wird er sagen, daß diese Probe kindisch und wertlos sei, wenn er nicht etwa gar die Feder wegwirft und hartnäckig erklärt, daß er gar nichts schreiben wolle, weil er nicht wisse, was er schreiben solle. Im Verlaufe meiner zwanzigjährigen Praxis habe ich in dieser Hinsicht die sonderbarsten Erfahrungen gemacht. Alle diese jungen Leute muß man wie Schuljungen behandeln. Man muß sich hüten, ihnen auch nur die geringste Erklärung zu geben, sondern sage ihnen lediglich einfach und bestimmt: „Schreiben Sie!“ — wiederhole ihnen das so lange, bis sie sich entschließen, zu schreiben, und im selben Augenblicke lasse man sie auch schon allein mit ihrem Blatt Papier. — Ich habe diese Probe in allen Gesellschaftsklassen gemacht und das Resultat war immer dasselbe. Die Art und Weise, wie jeder Verstand sich damit abfindet, macht es möglich, ihn in eine der drei Gruppen einzureihen, auf welche Unterscheidung ich mich der Kürze halber hier beschränke.

Die drei Gruppen, welche drei sehr verschiedenen intellektuellen Typen entsprechen, sind folgende:

1. Der Typus des Beobachters. Dieser richtet seine volle Aufmerksamkeit auf den Gegenstand selbst, beschreibt ihn in seinen materiellen Einzelheiten, seiner Bestimmung, oder erklärt seine Merkmale, zieht Schlüsse, aber immer nur solche, die den Gegenstand betreffen. Ist es z. B. ein Sou, so wird er die Prägung schildern, den Zeitpunkt der Emission, die äußere Form, die Farbe, den Grad der Abnutzung. Ist es eine Feder, so wird er ausführlich die verschiedenen Teile, aus denen sie besteht, beschreiben; er wird die verschiedenen Farben angeben, wird in geometrischen Ausdrücken die Verschiedenheit der Formen der Spitze der Feder und des Schaftes bestimmen. Ist es eine Blume, so wird er ihre einzelnen Teile beschreiben, und zwar entweder nach seinen botanischen Kenntnissen, oder er wird sich bloß von dem äußeren Eindruck bestimmen lassen. Ist es eine Zigarette — die Farbe des Tabaks, die Farbe und Stärke des Papiers, die Form des Ganzen: wäre sie zufällig verbogen oder gebrochen, so würde er die Einzelheiten des Bruches angeben und vielleicht auch versuchen, über die Beschaffenheit der Teile zu sprechen, die man nicht sieht, sowie über die Herkunft der Zigarette.

2. Der literarische Typus. Die Aufsätze, die von Vertretern dieser Gattung geliefert werden, sind ungleich geringer an Zahl als die vorhergehenden: dieser Mangel rührt nicht daher, daß es weniger Befähigte der literarischen als der beobachtenden Richtung giebt, sondern lediglich darin, daß die Natur der gestellten Probeaufgabe den Schreiber mehr zur Beobachtung des Gegenstandes zieht. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß das schriftstellerische Talent schon sehr entwickelt sein muß, um vom Gegenstande selbst abzuschweifen und sich in Schilderungen zu ergehen. In der That, der Litterat spricht nie vom Gegenstande selbst, dieser giebt ihm bloß die Anregung, dient ihm lediglich als Ausgangspunkt. Die äußere Form des Objectes hält ihn nicht fest, sie löst in ihm bloße Erinnerungen, allerlei Empfindungen aus, die er mehr oder minder geschickt zum Ausdruck bringt, und so vergißt er vollständig, daß man von ihm etwas ganz Anderes verlangt hat, nämlich die Beschreibung des Gegenstandes. So wird er z. B. bei der Beschreibung eines Sou die nützliche Wirkung darlegen, die eine

solche Münze, zur rechten Zeit gegeben, üben kann, wenn nicht gar das Bildnis der Münze in ihm politische Erinnerungen, Haß gegen einen Tyrannen 2c. wachruft. Die Blume, die uns der beobachtende Geist Blatt für Blatt beschrieben hat, giebt dem zur litterarischen Richtung Neigenden Gelegenheit zu poetischen Ergüssen. Die Feder erinnert ihn an die Spitze der Lanze oder an die Wunden, die die Feder schlagen kann. In der Zigarette endlich sieht er ein Anregungsmittel zu Erinnerungen und Träumereien 2c. 2c.

Den dritten Typus, den künstlerischen, übergehe ich, um allzu lange Erörterungen zu vermeiden. Ich glaube, daß es gut sein wird, wenn ich dem Leser einige einfache Beispiele dieser so verschiedenen Aufsätze vor Augen führe. Die vorhergehenden Betrachtungen werden ihm einen genügenden Kommentar geben.

Eine Zigarette.

Beschreibung eines 16 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Ein langer, dünner, cylindrischer Gegenstand, welcher in ein feines, weißes Papier gewickelt ist und an dessen beiden Enden der Tabak sichtbar ist; einige Tabakfäden sind auf den Tisch gefallen.

Eine Zigarette.

Beschreibung eines 21 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Hier eine Zigarette; sie ist fein, lang, rundlich und ein wenig verbogen. Die Falte giebt ihr den Charakter unwillkürlicher Eleganz. Ist sie es selbst oder sind es Erinnerungen, die sie in mir erweckt, die mich an einen Gassenjungen gemahnen? — Diese Zigarette, wie die da vor mir einsam auf dem Tische liegt, läßt mich an einen schlechten Kerl von einem Schulkameraden denken, der seine Zigarette in einem Winkel in dem Hintergrunde des Hofes raucht . . .

Ein Sou.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Der Sou ist eine runde Scheibe aus Bronze von ungefähr 2 Zentimeter Durchmesser und $\frac{2}{3}$ Millimeter Dicke. Auf der einen Seite befindet sich in der Mitte der Kopf Napoleons III. mit dem Namen des Münzdirektors Barré. Den Kopf schließt ein aus kleinen Punkten gebildeter Kreis ein u. außerhalb dieses Kreises stehen die Worte: „Napoléon III., empereur des Français“; unterhalb des Kopfes das Jahr der Prägung 1855. Auf der Rehrseite ein Adler mit halb geöffneten Flügeln, der Wäke schleudert. Oberhalb der Buchstabe M, der die Stadt bezeichnet, in welcher der Sou geprägt wurde. In erhabener Schrift die Worte: „Empire Français“ und unten der Wert der Münze: „Cinq Centimes“. Das Ganze ein wenig verwischt durch den Gebrauch.

Eine Feder.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Beobachter-Typus.)

Diese Feder aus Stahl, ungefähr 23 Millimeter lang und 5 bis 6 Milli-

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Der Sou, den ich da vor Augen habe, ist aus hellglänzendem Kupfer. Auf der einen Seite erscheint der Kopf der Freiheitsgöttin, des Sinnbildes der Republik, um welchen folgende Inschrift zu lesen ist: „République française“ und darunter — 1884 —. Auf der anderen Seite ein Kranz aus Blätter, der folgende Inschrift einschließt: „5 Centimes“, umgeben von der schönen republikanischen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ — Das ist ein Sou, und ich, der ich nicht reich bin, empfinde ein besonderes Vergnügen, ihn zu betrachten und ihn froh auf dem Tische klappern zu lassen.

Eine Feder.

Beschreibung eines 17 jährigen
Schülers.

(Litterarischer Typus.)

Meine Feder ist sehr hübsch mit ihren metallischen, blauen Reflexen.

meter breit, hat die Form eines Teiles eines der Länge nach durchschnittenen Cylinders. Sie besteht aus zwei Teilen, die durch einen Wulst von 1 Millimeter Stärke, der durch die Breite der Feder geht, getrennt sind. Der obere Teil hat die Form eines Dreiecks, dessen Winkel an der Basis abgeschlagen sind. In der Mitte ein durchbrochenes Kreuz, dessen längerer Teil nach oben gerichtet ist, und dessen äußerste Enden mehr ausgeschnitten sind, als das Uebrige. An der Spitze befindet sich ein weißes Dreieck, welches durch einen Einschnitt in zwei Spitzen geteilt ist. Der zweite Teil ist regelmäßig und trägt der Länge nach die Inschrift: Plume tremplin, Blanzv, Pourre et Cie. Nr. 160. Diese Buchstaben verursachen einen leichten Eindruck auf der konkaven Seite.

Auf dem unteren Teile lese ich das traditionelle „Blanzv, Pourre & Cie.“ Oberhalb ein Kreuz in Miniature, welches in eine scharfe, weiße Spitze ausläuft, die von dem übrigen Blau der Feder absticht. — Wie harmlos u. unschuldig sie aussieht, diese Feder, nicht wahr? Und trotzdem denke ich unwillkürlich an die schrecklichen Urteile, die du geschrieben hast, kleine Feder, so verführerisch in deinem azurblauen Kleide! —

Eine andere Probe, die ich mit meinen Mitarbeitern *) unternommen habe (es sind dies Herr Henri und besonders Herr Waskide; sie nahmen in der letzten Zeit an fast allen Untersuchungen auf dem Gebiete der individuellen Psychologie teil) besteht darin, das Raumgefühl und die Gesichtsempfindungen einer Person experimentell zu untersuchen. Man weiß, daß alle Menschen bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit besitzen, sich das räumliche Wesen der Gegenstände mittels des Gesichtssinnes vorzustellen. Diese Vorstellung ist bei den einen präzis, unklar bei den anderen. Die ersteren fassen die Geo- und Stereometri sehr leicht, da es ihnen keine Schwierigkeit bereitet, sich die verschiedenen Flächen einer Figur zu vergegenwärtigen. Auch in der komplizierten Zeichnung einer Maschine finden sie sich mühelos zurecht. Der litterarische Geist hingegen besitzt für diese Art des Denkens viel weniger Eignung.

Hier ein Beispiel. Nehmen wir ein Blatt Papier. Man falte es vor den Augen der betreffenden Person erst einmal, dann weiter ein zweites und ein drittes Mal und mache auf die Lage jeder nachfolgenden Falte aufmerksam. Ist das geschehen, so nehme man eine Scheere und mache damit in die letzte Falte einen Einschnitt von besonderer Form, der durch alle Falten hindurchgeht, und nun fordere man die betreffende Person auf, durch eine Zeichnung darzustellen, welchen Anblick das entfaltete Papier bieten, welche Figur es bilden und an welcher Stelle der Einschnitt sich auf dem entfaltenen Papier befinden werde. Diese Aufgabe kann man selbstverständlich nach Belieben einfacher und schwerer gestalten; sehr einfach, wenn das Blatt nur zweimal, demnach in vier Teile gefaltet ist, und wenn die Falten alle senkrecht aufeinander liegen, hingegen sehr schwer, wenn die Falten sehr zahlreich sind und schräg übereinander liegen. Ich glaube da bemerkt zu haben, daß die litterarischen Geister sich sehr schwer vorzustellen vermögen, welche Veränderungen in der Form durch das Falten hervorgebracht worden sind. Sie mögen sich noch so sehr anstrengen, ihre visuelle Einbildungskraft ist undeutlich und schwankend, während andere ihrer Kameraden das Richtige ohne Zögern mit Leichtigkeit und Sicherheit treffen.

*) Der Verfasser ist Leiter des Instituts für Psycho-Physiologie an der Sorbonne.

Derartige psychologische Untersuchungen zeigen uns auf welchem Wege man die Natur der Verstandesfähigkeiten eines Menschen erkennen kann. Es erübrigt uns noch — und damit sei diese Betrachtung geschlossen — den letzten Punkt in Erörterung zu ziehen: Wenn man die Art des Geistes erkannt hat, welcher Unterricht anzuwenden wäre?

In diesem Punkte ist die Pädagogik zwei Regeln unterworfen, deren Vorschriften sich nur im ersten Augenblicke zu widersprechen scheinen. Einerseits muß sich der Erzieher bemühen dem Schüler eine möglichst vollkommene Bildung beizubringen, indem er alle in ihm schlummernden Talente weckt und entwickelt; andererseits muß er, wenn ein besonders starkes Talent vorhanden ist, dessen möglichste Entfaltung fördern. Diese zwei Regeln sage ich, scheinen sich zu widersprechen, denn die eine schreibt die Entwicklung aller Anlagen vor, und die andere fordert die ausschließliche Pflege gewisser Fähigkeiten. Aber es ist kein Widerspruch. Man trachte vorerst, alle Anlagen über ein gewisses Minimum zu entwickeln und unternehme es sogleich oder dann erst, gewisse, stark ausgesprochene Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung zu bringen. Jedes Individuum muß die Anfangsgründe im literarischen und wissenschaftlichen Unterricht erhalten. Wenn es sich aber um eine im wahren Sinne sorgfältige Erziehung, um eine höhere Ausbildung handelt, dann behalten wir den klassischen Unterricht für die litterarisch Begabten bei und den modernen Unterricht für die wissenschaftlich Veranlagten.

Das Turnen als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten.

In der richtigen Erkenntnis, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnt, betrachten unsere Kulturvölker die Leibesübungen als ein notwendiges Stück zur Gesunderhaltung ihres Körpers und Geistes. Leider wird dieser Grundsatz von unserem heutigen Geschlechte mehr und mehr vergessen, sodaß Körperkraft, Gesundheit und Wohlbefinden immer mehr verschwinden und gar oft verkümmern. Nur durch harmonische Ausbildung des ganzen Körpers, durch Aufenthalt in freier Natur und sonniger Luft, durch Abhärtung und Bewegung kann jener Zustand geschaffen werden, welchen wir mit dem Namen Glückseligkeit bezeichnen können. Alle diese Bedingungen schließt das Turnen ein, welches nicht nur das Gleichgewicht der gestörten Lebensweise wieder herstellt, sondern auch ein vorzügliches Schutzmittel gegen Krankheiten ist. Nur muß es in freier Luft und gesunder Lage geübt werden und rationell geleitet werden. Mit Baden und Turnspielen muß es verknüpft, allen Ständen wie beiden Geschlechtern muß es gemeinsam sein. Auch die Jungfrau muß turnen, gleich jener Lacedämonierinnen, welche streng nach dem Willen und den Gesetzen des Staates einen Teil des Tages auf ihren abgesonderten Übungsplätzen zubrachten. In Schönheit, Kraft und Stärke wuchsen sie zu stattlichen ehrbaren Hausfrauen heran und gebaren den Spartanern im edelsten Sinne des Wortes eine Heldenschaar von Männern.

Unter solchen Voraussetzungen schützt das Turnen vor Krankheiten, und zwar:

1. durch Kräftigung der Gesamt-Muskulatur,
2. durch Regelung des Blutkreislaufs,
3. durch Abhärtung edler Organe und
4. durch Abhärtung gegen Witterungs-Einflüsse.